

# «Aber mir we nid grüble»

Vor dreieinhalb Jahren wurde der Züri-West-Sänger mit einer Diagnose konfrontiert, die sein Leben veränderte: multiple Sklerose. Nun spricht Kuno Lauener erstmals über seine Krankheit, die als unheilbar gilt.

Interview: Frank Heer / NZZ am Sonntag

*Kuno, viele deiner Songs spielen spätabends am Küchentisch, dem Lieblingsort des Melancholikers. Entstehen dort auch deine Texte?*

Kuno Lauener: Auch, ja. Eine Zeit lang kam auf jeder Platte ein Lied mit einem Küchentisch vor. Kürzlich wollte ich die Wand zum Esszimmer, in dem wir hier sitzen, einreissen, um den Raum zu vergrössern, aber dann wäre der Küchentisch überflüssig geworden. Das wollte ich nicht.

*Eine Wohnküche ist halt nicht dasselbe.*

Nein.

*Früher rauchtest du pro Songtext vermutlich eine Schachtel Zigaretten, oder?*

Mindestens, aber seit zwanzig Jahren rauche ich nicht mehr. Am Anfang litt ich wie ein Hund, aber heute geht das Texten auch ohne Zigis.

*Leiber/Stoller, die Songwriter von Elvis Presley, haben mir einmal gesagt, ihre grössten Hits seien in weniger als 30 Minuten entstanden.*

Früher war ich ein schneller Texter. Vielleicht weil ich die andern in der Band beeindrucken wollte. Ich spiele ja kein Instrument so richtig gut, deshalb versuchte ich, meine Tore bei den Texten zu schiessen. Viele meiner besten Songs sind in kurzer Zeit entstanden. Das sind stille Erfolge, denn natürlich hört man es einem Songtext nicht an, ob er in einer halben Stunde oder in einer langen Nacht geschrieben wurde.

*Welche gehören zur schnellen Sorte?*

«I schänke dr mis Härz». Inspiriert hat mich ein Bild, das mir ein Bekannter geschenkt hatte. Es zeigte einen Mann, der einer Frau sein Herz mit der Hand überreicht. Darüber stand «No tengo mas» – «Mehr habe ich nicht». Der Text ist dann einfach aus mir herausgeflutscht.

*Ein anderer Hit war «Traffik», er beschreibt ganz sachlich eine Sexszene. Das war keck! Wie bist du darauf gekommen?*

In den Neunzigern zeigten RTL und Sat1 nachts immer diese Erotikfilmchen. Wenn man spät und leicht nüchtern nach Hause kam, machte man noch kurz die Kiste an. So entstand auch dieser Song. Ich hatte mich an den Küchentisch gesetzt und den Fernseher eingeschaltet, da flimmerte so eine

Softpornoszene über den Bildschirm. Ich schaute ein bisschen zu ... bis kurz vor dem Höhepunkt die bunten Sat1-Bälle ins Bild flogen und eine Toyota-Werbung kam. Ich schrieb «Traffik» noch in der gleichen Nacht.

*Deine Texte lesen sich wie Kurzgeschichten, mit wenigen Strichen skizziert: Mann, Glas, Küchentisch ...*

Ich versuche mich immer auf eine Szene zu konzentrieren, die nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben meines Protagonisten zeigt. Wie unter dem Lichtkegel der Küchentischlampe, der Rest bleibt im Dunkeln.

*Siehst du dich auf der Bühne als Schauspieler deiner Figuren?*

Ich identifiziere mich zumindest mit jenen, die ich mag. Falsch wäre zu glauben, dass es sich bei meinem literarischen Ich um meine Person handelt.

*Wolltest du eigentlich schon immer Rockstar werden?*

Natürlich hatten gab es diesen Bubentraum vom Berühmtwerden. Die erste Gruppe, in der ich spielte, war eine bekiffte Rockband. Ich war sechzehn und hatte von meinem Vater gerade eine elektrische Gitarre geschenkt bekommen. Was ich schnell merkte, war, dass man als Sänger einer Band anders wahrgenommen wird, auch von den Mädchen. Ich bin ja eher der schüchterne Typ, und plötzlich war man jemand.

*Due sagtest einmal über diese Zeit: «Ich habe nur Spaghetti mit Aromat gegessen, geübt und geübt und gedacht, jetzt wirst du berühmt.» Das klingt schon nach Ehrgeiz.*

Der Ehrgeiz kam später, als mich Sam Mumenthaler, Peter Schmid und Küse Fehlmann fragten, ob ich in ihrer Band als Sänger einsteigen wolle. 1984 kam dann noch Peter von Siebenthal hinzu, der Soundmaler an der Gitarre. Zuerst waren wir einfach eine Coverband. Wir nannten uns Sweet Home Pyjamas und Gianni Panini und spielten Songs von Bruce Springsteen, The Pretenders oder The Clash. Irgendwann packte ich meinen eigenen Text aus, den ich schon länger geschrieben hatte. Der Song hiess «Züri West» – unser erstes eigenes Lied.

*Damals fand ein Generationenwechsel in der Berner Rockszene statt: Polo Hofer und Span gehörten zum alten Eisen und entsprachen nicht mehr dem Zeitgeist. Und dann kam Züri West. Bestand da nicht auch die Gefahr, dass man in diesen Mundarttopf geworfen wurde?*

Das Problem lösten wir mit unserem Bandnamen. Einerseits war Züri West eine geografische Einordnung, denn Bern liegt ja westlich von Zürich, andererseits wollten wir ein wenig Verwirrung stiften und verhindern, dass sofort klar war, woher wir kamen. Es gibt heute noch Leute, die glauben, wir seien aus Zürich.

*Die meisten Schweizer Bands aus dieser Zeit sangen auf Englisch oder auf Hochdeutsch. Bei euch war von Anfang an klar, dass es eure Muttersprache sein soll. Brauchte das Selbstbewusstsein?*

Es gab damals noch eine andere junge Band, die 1983 mit «Welcome in Schwitzerländ» eine Platte veröffentlichte, die wir erfrischend fanden, weil sie ganz anders klang als das, was man bis dahin gekannt hatte. Die Band hiess Extrem Normal, und ihr Frontmann, Dänu Extrem, sang nicht in diesem Oberländer Dialekt, was damals alle taten, sondern in einem fadengraden Berner Strassendialekt. Das fand ich sehr inspirierend, auch für meine Texte.

*Schon mit dem zweiten Album hattet ihr es auf Platz 1 der Schweizer Hitparade geschafft. Das ging wahnsinnig schnell.*

Das hatte niemand erwartet, am wenigsten wir selber. Wir verkauften von «Bümpliz-Casablanca» mehr als 25 000 Stück. Der Verband der Schweizer Musiklabels dachte, wir hätten die Zahlen manipuliert. Man konnte sich schlicht nicht erklären, wie es eine kleine Schweizer Band ohne grosse Plattenfirma auf Platz eins der Album-Charts schaffte.

*Deine Erklärung?*

Wir waren einfach geili Giele! Nein, im Ernst: Vielleicht trafen wir damals den Nerv der Zeit. DRS3 spielte unsere Musik oft mehrmals am Tag, und die Plattenhändler stellten unser Album ins Schaufenster. Aber ich hatte nie das Gefühl, das wir die Besten auf dem Platz waren. Wir waren nicht schlecht, doch es kam auch vor, dass wir Bands im Vorprogramm hatten, die besser waren als wir.

*Das wird alle Bands freuen, die irgendwann einmal bei euch im Vorprogramm spielten und jetzt denken, sie seien gemeint ...*

Okay, es gab auch schlechte Vorgruppen.

*Ab wann konntest du von der Musik leben?*

Das war ein fließender Übergang. Ich arbeitete damals im Büro einer Werbeagentur, die mir viel Freiheiten liess. Am Schluss ging ich da vielleicht noch einen Tag die Woche hin. Als 1991 «Arturo Bandini» rauskam, hörte ich ganz auf.

*1994 wurdet ihr kalt vom Erfolg erwischt: Über 200 000 verkaufte Platten machten Züri West zu einer der erfolgreichsten Schweizer Bands. In einem Interview sagtest du über diese Zeit: «Da entsteht so ein Über-Ich, das immer weniger mit mir zu tun hat.» Kannst du das erklären?*

Mitte der neunziger Jahre ging es so richtig ab. Wir fühlten uns auf der Bühne fast wie eine Stadionband. Es gab ein Riesengestürm um meine Person, ich wurde angehimmelt, komplett unreflektiert. Wenn ich aus dem Fenster meiner Wohnung sah, standen dort Mädchen und warteten, bis ich das Haus verliess. Natürlich genoss ich das auch. Die Kehrseite war, dass ich nicht mehr alleine in eine Beiz gehen konnte, ohne dass alle guckten oder etwas von mir wollten. Darum zog ich mich zwischen den Tourneen auch immer wieder zurück. Damals war ich mit einer Amerikanerin verheiratet, und wir verbrachten viel Zeit in den USA, wo mich niemand kannte.

*Ich erinnere mich an ein Konzert am Open Air St. Gallen 2002. Da war ein Meer von Köpfen, und 20 000 Menschen sangen «I schänke dr mis Härz». Das fährt ein, oder nicht?*

Das sind grosse Momente, aber ich konnte das oft nicht richtig geniessen. Es hat mich irritiert, als plötzlich alle fanden, du bist jetzt der Coolste, und die Frauen «Kuno» schrien. Irgendwann habe ich das Stage-Diving entdeckt. Das machte ich gern, mich ins Publikum stürzen und von all diesen Händen getragen werden. Natürlich fährt das ein, wenn man dir die ganze Zeit das Gefühl gibt, ein geiler Siech zu sein.

*Machte das auch süchtig?*

Es war eher so, dass man sich daran gewöhnte. Und dann, nachdem wir 1996 in den USA das Album «Hoover Jam» aufnahmen und in der Schweiz das erste Konzert gaben, warf ich mich mit Anlauf in die Menge. Doch dieses Mal traten alle zur Seite, und ich landete hart.

*Auf dem Boden der Realität.*

So schnell kann es passieren.

*Du bist der klassische Frontmann, der meistens ohne Instrument am Bühnenrand steht. Wird da der Mikrofonständer zu einer Art Komplize, an den man sich klammert?*

Total! Seit dreissig Jahren habe ich den gleichen Mikrofonständer. Ich nehme ihn an alle Konzerte mit, fast wie

ein Instrument. Vor allem am Anfang half er mir, aus Verlegenheit nicht immer die Hände in die Hosentasche zu stecken. Klar kenne ich die Posen, die man halt so macht, wenn man Jim Morrison ist ...

*Der Tanz mit dem Mikrofonständer ...*

Ja, aber ich fand das immer ein wenig seltsam, vor allem, je älter ich wurde.

*Magst du deine Stimme?*

Sagen wir es so: Ich habe meine Stimme immer mehr oder weniger als Ärgernis empfunden. Sie ist sehr anfällig, oft heiser, wenn mich etwas beschäftigt. Probleme schlagen mir sofort auf die Stimmbänder. Da habe ich auf der Bühne oft gelitten, besonders als wir noch mehr härtere Lieder spielten.

*Am 17. März wirst du sechzig. Fragt man sich in diesem Alter, ob man als Rockstar noch im richtigen Beruf ist?*

Klar. Zuletzt vor drei Jahren, als unser Album «Love» erschienen war. Ich mag diese Platte sehr, und ich freute mich auf die Tournee, obwohl kurz davor meine Mutter gestorben war. Die ersten Konzerte gingen gut, doch weil ich auf der Bühne plötzlich mit Sehstörungen und Schwindelgefühlen zu kämpfen hatte, ging ich am 13. Juli 2017 zum Arzt. Am nächsten Tag spielten wir am Gurten-Festival. Es war der Tag, an dem ich die Diagnose bekam: multiple Sklerose. Peng.

*Aus heiterem Himmel?*



Ja. Und so stand ich an diesem Abend auf dieser grossartigen Bühne auf dem Gurten, vergass meine Texte, sah alles doppelt, statt 25 000 waren da 50 000 Menschen, und mir wurde klar, dass ich solche Konzerte in Zukunft nicht mehr würde spielen können. Seither sind drei schwierige Jahre vergangen. Erst der Tod meiner Mutter und die MS-Diagnose. Dann die Trennung von meiner Partnerin, der Mutter unserer Kinder, und vor einem Jahr, kurz vor der Corona-Krise, starb auch noch mein Vater. Es kam verdammt viel zusammen. MS ist eine unheilbare Autoimmunerkrankung, die sehr unterschiedlich verlaufen kann.

*Was sagen die Ärzte?*

Eine Prognose ist schwierig. Es gibt moderate Verläufe, andere dagegen trifft es hart. Ich bin froh, dass mich die Krankheit erst jetzt erwischt hat und nicht schon früher. Aber mir wei nid grüble ...

*Was sind die Symptome?*

Mal will ein Bein nicht so richtig, dann wieder habe ich einen sturmen Grind. Zu schaffen machen mir die Aussetzer im Kopf. Ich vergesse ständig Dinge. Es kann sein, dass ich einen Tag lang an einem Songtext arbeite. Am nächsten Morgen habe ich vergessen, dass ich ihn geschrieben habe. Dafür schlafe ich heute besser, weil ich die Gedankenschlaufen los bin, die mich früher wachhielten, als mein Speicher im Grind noch funktioniere.

*Wie geht es weiter?*

Bis jetzt waren nur enge Freunde und Verwandte eingeweiht. Aber weil ich merke, dass das Leben mit der Krankheit schwierig werden könnte, nicht nur privat, auch beruflich, habe ich mich entschieden, das jetzt öffentlich loszuwerden.

*Warum hast du so lange gewartet?*

Ich musste zuerst Klarheit in mein Leben bringen und wollte nicht, dass mich die Leute bemitleiden. Jetzt ist es raus, darüber bin ich froh, und wir können gerne über etwas Anderes reden.

*Gut. Wo bist du aufgewachsen?*

Im Spiegel, einem bürgerlichen Dorf bei Bern. Ich hatte eine super Kindheit, der Gurtenwald war unser Indianergebiet.

*Spielte Musik bereits eine Rolle?*

Ja, mit fünf war ich Fan von Heintje und den Humphries Singers. Später gesellten sich Giorgio Moroder, Rod Stewart oder Udo Lindenberg hinzu. In der Emmentaler Familie meiner Mutter wurde viel gesungen. Und mein Vater spielte Klarinette und Saxofon in einer Jazzband.

*Er ist in Uruguay geboren, richtig?*

Ja, weil mein Grossvater den Bauernhof in Interlaken nicht übernehmen wollte und sich nach New York einschiffte, wo er als Walfänger anheuerte. Das Leben auf dem Schiff war ihm dann aber zu heftig, und so machte er sich beim

Landurlaub in Montevideo aus dem Staub. Dort lerne er meine Grossmutter kennen, mein Vater kam zur Welt, und kurz vor dem Zweiten Weltkrieg kehrte die Familie zurück in die Schweiz. Meine Eltern lernten sich als Patienten in der Berner Höhenklinik Montana kennen. Meine Mutter hatte es auf den Bronchien, mein Vater eine TB-Diagnose.

*Hast du als Kind ein Instrument gelernt?*

Heimorgel! Mein ungarischer Lehrer sah aus wie ein Siebziger-Jahre-Pornostar, klopfte ständig mit dem Kugelschreiber den Takt und rief: «Sie/müssen/zählen, Sie/müssen/zählen, Sie/müssen/zählen ...» Irgendwann hatte ich die Nase voll und lernte Gitarre. Meinen ersten Songtext schrieb ich mit 14, nachdem ich am Radio ein Konzert von Polo Hofers Band Rumpelstilz gehört hatte. Er handelte von einem Drogensüchtigen.

*Dann war es Polo Hofer, der dich zum Songschreiben inspirierte?*

Auch, wobei ich das damals nie zugegeben hätte. Dabei fand ich Polo immer super. Er war übrigens sehr gebildet. Wenn er redete, dann dozierte er. Ich war immer sehr gern mit ihm unterwegs, und ich vermisse ihn. Manchmal schicke ich ihm eine SMS. Zurückschreiben tut er zwar nie, aber das hat er auch vor seinem Tod nicht gemacht.

*Jemand soll dich einmal gefragt haben, was du gemacht hast, um berühmt zu werden. Deine Antwort: das KV!*

Ich wäre lieber ans Gymnasium, aber wegen schlechten Betragens wurden mir 1,5 Punkte abgezogen, und es reichte nur noch fürs KV. Aber ich begann mich ohnehin mehr für Musik und Mädchen zu interessieren als für die Schule.

*Rock'n'Roll trat in dein Leben!*

Zuerst noch der Fussball. Ein wichtiger Teil meiner Jugend. Ich kickte leidenschaftlich im FC Köniz und hatte Ambitionen, aber ich war zu wenig gut. Nach dem KV dachte ich, jetzt wird es Zeit, Profimusiker zu werden. Aber natürlich ging das erst einmal schief. Ich arbeitete als Bademeister und auf der Baustelle, bis wir 1984 Züri West gründeten. Den Rest habe ich ja erzählt.

*Einer eurer ersten Songs war «Flachgleit». Eine Cover-Version von Bruce Springsteens «Point Blank». In deiner Übersetzung prangertest du den Abriss des Berner Zaffaraya-Areals an.*

Nicht das Zaffaraya-Areal, sondern das Zaff! Das war so eine Punkhütte im Mattenhof-Quartier, in der man sich nach der Schliessung der Reithalle 1984 immer getroffen hatte. Den Ort gab es vielleicht ein halbes Jahr, und er war wichtig für die achtziger Bewegung. Dann hörte ich am Radio, dass das Zaff abgerissen wurde – flachgewalzt. Ich setzte mich sofort hin und schrieb den berndeutschen Text zum Song.

*Er kam dann als Live-Aufnahme auf eure erste EP «Splendid» und wurde von dir mit folgender Ansage angekündigt: «Am 8. Juli 1985 hat man der Berner Kultur einen Lungenflügel amputiert.» Damit habt ihr den Jugendunruhen in Bern die*

*Hymne geliefert. Ich finde, das ist in der Aufnahme auch spürbar.*

Ja. Das war emotional, das hört man der Aufnahme auch an. Wir nahmen das sehr ernst und hatten das Gefühl, mit unserer Musik etwas Relevantes zur politischen Debatte beizutragen. Da machte sich eine neue Generation bemerkbar, die sich ihre Freiräume erkämpfte. Diese Zeit war auch für uns sehr wichtig.

*Wie Züri West mit den Jahren eine der grössten Rockbands der Schweiz wurde, darüber haben wir schon gesprochen. Doch jenseits der Grenze kennt euch bis heute niemand ...*

... man muss nicht über die Grenze gehen, schon in Nyon sind wir nicht mehr berühmt.

*Hat euch das manchmal gewurmt?*

In Süddeutschland funktionierten unsere Konzerte recht gut, aber weiter kamen wir nie. Mit «Bümpliz-Casablanca» machten wir 1989 eine Deutschland-Tournee. In Hamburg kamen sechs Leute, zwei davon kannte ich. Und in Berlin spielten wir in irgendeinem versifften Laden, kaum Publikum, und die «Berner Zeitung» hatte den deutschen Autor und Satiriker Wiglaf Droste vorbeigeschickt, um über unseren Auftritt zu schreiben. Er lieferte eine vernichtende, himmeltraurige Kritik. Wir kehrten wie geschlagene Hunde nach Bern zurück. Das war unser Auslandabenteuer.

*Pathetische Frage: Wo würdest du in deinem Leben die Weichen anders stellen?*

An dem Tag, als ich 2017 die MS-Diagnose bekam. Aber natürlich würde mir das nichts nützen, denn die Krankheit schlummerte schon vorher in mir.

*Du hatten demnach lange keine Symptome?*

Doch, aber ich habe sie falsch gedeutet. Ich wurde mit 50 Vater. Zwei Jahre später folgte das zweite Kind. Das war eine schöne, aber intensive Zeit. Darum fiel es mir nicht auf, dass ich ständig erschöpft war, einen sturmen Kopf hatte, gestresst war. Ich dachte, das sei normal, wenn ein alter Sack wie ich noch Vater wird. Ich habe alles gegeben, bis ich nicht mehr konnte und zum Arzt ging. Doch wie gesagt: Es geht mir jetzt nicht schlecht. Ich habe Scheisstage, aber ich bin nicht verzweifelt.

*Du sagtest vorhin, du hättest neue Songs geschrieben.*

Ja, etwa zehn, zwölf halbe Lieder warten darauf, bearbeitet und aufgenommen zu werden. Aber ob und in welcher Form es künftig noch Konzerte mit Züri West geben wird, kann ich nicht sagen. Es hängt davon ab, wie sich die Krankheit entwickelt.

*Könntest du es dir leisten, mit Züri West aufzuhören? Da geht es ja auch um ein Einkommen. Die Rente.*

Es geht mir finanziell nicht schlecht, aber einfach so aufzuhören, wäre tatsächlich schwierig. In den Neunzigern verkauften wir vom Album «Züri West» noch über 200 000 Stück. Bei «Haubi Songs» von 2008 waren es noch 80 000.

Und heute, mit den Streamingdiensten wie Spotify, muss man froh sein, noch 20 000 zu verkaufen, plus 10 000 Downloads. Auch das ist noch gut, aber davon ernährt man keine Band.

*Heute verdienst du vor allem mit den Konzerten?*

Ja.

*Und das ist der Punkt, der nun, mit deiner Krankheit, in der Schwebe ist.*

Genau.

*Die Band ist auch ein Halt für dich, oder?*

Sehr. Und es geht mir ja gut, wenn ich Songs schreibe. Ich fühle mich beim Texten nicht beeinträchtigt. Früher bereitete mir das schlaflose Nächte. Heute gehe ins Bett, und am nächsten Morgen überrasche ich mich mit einem Text, den ich am Abend zuvor geschrieben und wieder vergessen habe.

*Wir hören also noch nicht «ds Brösmele vo dr Nadle am Schluss vo dr Schibe» – um dich mit einer deiner Verszeilen zu zitieren?*

Bis jetzt nicht. Was war das schon wieder für ein Lied?

«Popsong»!

Stimmt.

*Erschienen am 7. März 2021 in der NZZ am Sonntag*